

längst gewußt haben, weißt Du noch lange nicht; wie willst Du denn philosophieren?“ Bau Yü hatte geglaubt, er habe sich schon sehr weit in die buddhistische Lehre vertieft. Aber als er plötzlich von Dai Yüs Frage überrascht worden war, hatte er nichts antworten können. Bau Tschai erzählte wieder allerhand aus der Geschichte, was er sonst noch nie von den beiden gehört hatte. Da merkte er, daß die beiden schon viel früher als er das alles gewußt hatten und sich trotzdem noch nicht von dem Weltlichen hatten trennen können.

Wozu sollte er sich noch weiter quälen? Da lachte er auch und sagte: „Wer wollte denn philosophieren? Ich habe es eben nur mal aus Scherz gemacht.“ Und als sie sich gegenseitig ausgesprochen hatten, war alles wieder gut.



UMSCHAU

KLEINE NACHRICHTEN

DIE HEIMATSTADT SUN YAT SENS

Die Heimatstadt Sun Yat Sens, die ursprünglich Hiangschan hieß, aber im Jahre 1915 nach seinem Beinamen Dschungschan genannt wurde, soll als chinesische Musterstadt organisiert werden. Die Stadt, die in Europa noch wenig bekannt ist, umfaßt einen Bezirk mit über einer Million Einwohner. Als Oberbürgermeister dieser Musterstadt ist Tang Schau J, der frühere Ministerpräsident und Mitarbeiter Sun Yat Sens, ernannt worden.

WISSENSCHAFT UND TECHNIK

In Nanking fand kürzlich der erste chinesische Hygiene-Kongreß statt, bei dem u. a. beschlossen wurde, daß eine systematische Übersetzung der wichtigsten hygienischen Literatur unternommen und eine genaue Statistik der modern ausgebildeten Ärzte in China aufgenommen werden soll. Von besonderer Wichtigkeit ist der Beschluß eines gründlichen Ausbaues der Dorfhygiene.

Ende Februar hat das erste von Chinesen hergestellte Flugzeug seine Probeflüge beendet. Es erhielt den Namen Tscheng Gung

(Erfolg). Von Canton und Hankau aus werden gewaltige Luftlinien geplant. Eine private Gesellschaft wurde begründet und hat mit Probeflügen bereits begonnen. In der Cantonprovinz beabsichtigt man innerhalb von 5 Monaten 19 Luftstationen zu bauen.

Die bedeutendsten chinesischen Finanzleute haben sich vereinigt zum Zweck der Begründung einer großen Zeitungspapierfabrik in Wendschou. Die belgische Niederlassung in Tientsin ist Mitte März offiziell an die chinesischen Behörden übergeben worden. Vivant sequentes!

NATIONAL- KUNSTAUSSTELLUNG IN SCHANGHAI

Zum Leiter der Presseabteilung der nationalen chinesischen Kunstausstellung ist unser korrespondierendes Mitglied, der Dichter Hsü Tse Mou, ernannt worden. Er beabsichtigt, drei reich illustrierte Publikationen herauszugeben: einen Katalog der Ausstellung, eine alle drei Tage erscheinende Kunstzeitschrift und Sonderveröffentlichungen der Ausstellung.

CHINESISCHER HUMOR

DER WAHRE GRUND

Ein reicher Geizhals ging einst mit seinem Diener über Land. Unterwegs wurden sie hungrig und gingen in eine Herberge. Der Reiche bestellte sich das billigste Essen, das es gab. Aber er war sehr überrascht, als ihm die Rechnung überreicht wurde; denn sein Diener war nicht so bescheiden gewesen. Doch es half nichts, er mußte gute Miene zum bösen Spiel machen und zahlen.

Auf dem Rückweg ärgerte er sich noch immer, so oft er an die teure Rechnung dachte. Sein Diener ging hinter ihm. Ärgerlich wandte er sich um und sprach: „Ich bin doch dein Herr und nicht dein Wegführer, warum gehst du immer hinter mir?“

Der Diener ging sofort voran. Nach einer Weile schalt der Herr wieder: „Ich bin doch nicht dein Gefolgsmann, warum gehst du immer vor mir?“

Der Diener kam sofort zurück und ging neben ihm. Aber da wurde der Herr erst recht böse: „Du bist doch nicht meinesgleichen, warum gehst du neben mir?“

Da wußte der Diener nicht mehr, was er tun sollte und fragte vorsichtig: „Verzeihung, gnädiger Herr, wie soll ich es nur machen, daß es euch recht ist?“

Der Reiche war noch immer aufgeregter und antwortete mit rotem Kopf: „Nun, ich will dir die Wahrheit sagen, du machst es mir erst recht, wenn du mir deine Rechnung bezahlt hast.“

BUCHERBESPRECHUNGEN

Emil Lederer und Emy Lederer-Seidler, Japan-Europa: Frankfurter Societätsdruckerei, Frankfurt a. M. 1929, 355 S.

Schon wenn man das schön ausgestattete Buch durchblättert, fällt einem auf, daß es etwas anderes ist, als die vielen Bücher über den fernen Osten, die heutzutage den Markt überschwemmen. Die ausgezeichneten Ab-

bildungen zeigen nicht die üblichen Ansichten von Japan, die man immer wieder zu sehen bekommt. Sie zeigen auch nicht den Verfasser und seine Gattin in Kamakura oder auf dem Fuji, sondern es sind interessante und neue Dokumente aus Japan, die uns wirklich Aufschluß geben über das japanische Leben und Treiben. Der Eindruck,

der durch die vornehme Auswahl der Bilder erweckt ist, wird bestätigt, wenn man das Buch liest. Es bietet weit mehr, als sein Titel „Japan-Europa“ besagt. Der Untertitel „Wandlungen im Fernen Osten“ gibt etwa den Umkreis dessen, was wir erwarten dürfen.

Das Buch ist kein Globetrotterwerk, das mehr oder weniger geistreiche Bemerkungen in ein lyrisches oder feuilletonistisches Gewand hüllt und mehr über den Autor als das Land seiner Reise offenbart, sondern es ist ein Werk, das auf Grund einer sorgfältigen wissenschaftlichen Vorbereitung und eines längeren Aufenthalts im Fernen Osten mit dem Blick des Volkswirtschafters geschauten Verhältnisse untersucht und erklärt. Wer dieses Buch durchgearbeitet hat, der weiß, um welche Probleme es sich heute im Fernen Osten handelt, und er wird besser als bisher im Stande sein, den weltgeschichtlich so bedeutenden Ereignissen im Fernen Osten zu folgen.

Nach einer Einführung in die Gesichtspunkte, die dem Buch zugrunde liegen, taucht zunächst Japan das Land vor uns auf, nicht eine äußerliche Schilderung der berühmten Landschaften, sondern das Land, so wie es von der japanischen Psyche aus geschaut wird. Dann kommt ein Abschnitt über Religion, Mythos, Historie, der uns gleich die grundlegenden Unterschiede dessen, was im Osten Religion ist, von dem, was wir darunter verstehen, zeigt. Dann wird der Kulturhintergrund des modernen Japans, die Tokugawaperiode, gezeichnet. Ein wichtiges Kapitel ist der Schrift gewidmet, aus dem ganz klar wird, wie die Bildsprache im Osten etwas von unserer Lautsprache prinzipiell Verschiedenes ist. Die konventionelle Form zeigt die Bedingungen psychischen Seins im Osten. Darauf wendet sich die Untersuchung den eigentlichen volkswirtschaftlichen Themen zu: „Der Staat des

Fernen Ostens“, „Japan-Europa“, „Das Japan von heute“ und „Einige Grundfragen der japanischen Volkswirtschaft“. Es ist bewundernswert, wie auch auf Gebieten, deren Fachkenntnis den Autoren unmöglich zur Verfügung stehen kann und wo gelegentliche Versehen unvermeidlich sind, doch immer das Wesentliche richtig geschaut ist, auch da, wo man von einem anderen Standpunkt aus eine andre Erklärung vorziehen würde. Das Buch ist ganz einheitlich zentriert. Es ist ein Buch über Japan und die großen Probleme, vor die sich diese Nation heute gestellt sieht. Aber über Japan reden, ohne China mit einzubeziehen, ist unmöglich. Und so dehnt sich die Überschau, wenn auch, wie notwendig, perspektivisch verkürzt, auf China aus und hebt durch Übereinstimmung und Gegensatz um so plastischer die Zeichnung des japanischen Milieus heraus.

Das Buch hat zwei Autoren, ist aber vollkommen einheitlich im Stil. Es dürfte sehr schwer fallen zu trennen, was dem einen, was der andern angehört. Es ist dies die schönste Form harmonischer geistiger Zusammenarbeit. Der Text ist äußerst gewissenhaft überarbeitet. Manchmal scheint es fast, als ob des Guten eher zu viel geschehen wäre, da hier und da Nähte stehen geblieben sind, an denen man die Hinzufügungen erkennt. Aber wo findet man heutzutage ein Buch, in dem die Sorgfalt aller Beteiligten so wunderbar zusammengewirkt hat? Denn auch dem Verlag gebührt für die künstlerische Ausstattung und die Feinsinnigkeit, mit der er den Intentionen der Autoren nachging, alles Lob. So ist es denn ein gutes Buch geworden, dessen Lektüre nur aufs wärmste empfohlen werden kann.

Richard Wilhelm.

Forke, A.: Die Gedankenwelt des chinesischen Kulturkreises. Handbuch der Philosophie, herausgegeben von A. Bäuml und M. Schröter. Abt. V. Beitrag C.

Forke, A.: Geschichte der alten chinesischen Philosophie. Abhandlungen der Hamburgischen Universität aus dem Gebiet der Auslandskunde. Band 25. Hamburg, Kommissionsverlag H. Friedrichsen & Co. 1927. XVI und 594 Seiten.

Nachdem es lange Zeit an einer Geschichte der Philosophie vollständig gefehlt hat, haben die letzten Jahre eine ganze Anzahl von Werken über dieses Thema zu Tage gebracht, so daß zu hoffen ist, daß die chinesische Philosophie allmählich in der Universalgeschichte der Philosophie den Rang einnehmen wird, der ihr gebührt und der der indischen Philosophie auch schon vielfach gewährt wird. Besonders ist es zu begrüßen, daß das Handbuch der Philosophie, dieses grundlegende Werk philosophischen Wissens, auch die chinesische Philosophie nicht vernachlässigt hat. Die Bearbeitung lag in den Händen des Hamburger Altmeisters der Sinologie Alfred Forke. Es war keine leichte Aufgabe, die ihm gestellt war. Denn es handelte sich darum, auf philologisch und textkritisch einwandfreier Basis eine Darstellung der chinesischen Gedankenbewegung zu geben, die nicht nur für den Kreis der Fachgenossen, sondern für alle an einem Handbuch der Philosophie interessierten Kreise verständlich und aufschlußreich sein muß. Dazu gebot der schmale Raum eine Beschränkung auf das Allerwichtigste. Die Kenntnis des Materials stand hierbei dem verdienten Manne, der sich schon viel auch mit den abgelegeneren Philosophen Chinas beschäftigt und einige von ihnen erstmalig in Europa durch Übersetzungen zugänglich gemacht hat, in vollem Maße zur Verfügung, vielleicht mit Ausnahme des für die chinesische Philosophie allerdings sehr wichtigen Buddhismus. Von besonderer Wichtigkeit ist natürlich die Anordnung des Stoffes. Daß man mit einer einfachen Philosophengeschichte, die Anekdoten und Angaben über

die Lehren der einzelnen Männer in buntem Wechsel mischt, nicht durchkommt, war dem Autor klar. Er wählte statt dessen nach einigen Vorbemerkungen über den „Begriff der Philosophie, Einteilung der chinesischen Philosophie, Übersicht über die Philosophen und ihre Schulen¹, Bedeutung der chinesischen Sprache für die Philosophie, die Schrift und die Begriffsbildung“ eine Darstellung, die die Gedankenwelt unter den Kategorien der auf ganz anderen Grundlagen erwachsenen europäischen Philosophie zusammenstellt: Logik und Erkenntnistheorie, Metaphysik, Naturphilosophie, Psychologie, Ethik, Staats- und Rechtsphilosophie. Dadurch wird natürlich die chinesische Gedankenwelt in eine ungünstige Situation gebracht. Der Autor muß die verschiedenen Systeme erst auseinandernehmen, um dann ihre Antworten auf die verschiedenen Fragen, die ihnen von außen her vorgelegt werden, mosaikartig zusammensetzen, wodurch weniger das Bild einer imponierenden, wenn auch fremdartigen Gedankenwelt als der Eindruck einer Sammlung wunderlicher Seltsamkeiten untermischt mit Plattheiten und einzelnen vernünftigen Gedanken entsteht. Vielleicht hätte sich auch der Weg beschreiten lassen, die große innere Gedankenbewegung der chinesischen Philosophie in ihren Hauptrichtungen darzustellen und so ein geschlossenes Bild vor dem Leser entstehen zu lassen, wobei es dann ihm überlassen blieb, — vielleicht mit Hilfe gelegentlicher Andeutungen des Autors — dieses Bild mit seinem gewohnten westlichen in

¹ Unter den Schülern des Konfuzius wird dabei u. a. ein gewisser Schi Schê aufgeführt (neben den drei allerwichtigsten als einziger), der gar kein Schüler von Konfuzius war und über den Forke in seiner Geschichte selber sagt: Alle diese Werke (genannt sind dort noch 18 ähnliche Philosophen) waren zur Hanzeit noch vorhanden. Wir würden ein genaueres Bild von der Entwicklung des Konfuzianismus haben, wenn wir diese Schriften der *dii minores* noch besäßen.

Einklang zu bringen oder vielleicht das westliche Bild durch neue Fragestellungen aus dem Osten zu beleben und zu erweitern. Ferner wäre es sehr wünschenswert gewesen, die einzelnen technischen Ausdrücke wie Geist, Seele, Charakter usw. wenigstens mit einer Umschrift der chinesischen Äquivalente bzw. mit einer Definition zu versehen, damit man feststellen konnte, was im einzelnen Fall gemeint ist, denn die europäischen Ausdrücke entsprechen den chinesischen ja nie genau.

Mit besonderer Dankbarkeit ist es zu begrüßen, daß auch noch ein Anhang über die chinesische Philosophie in Japan beigegeben ist.

Mußte Forke in dieser Arbeit sich einem fertigen System anpassen, so war er in seiner Geschichte der alten chinesischen Philosophie ganz frei. Hier gibt er nun den Versuch einer historischen Darstellung. Das Fehlen einer einheitlichen Gliederung erschwerte den Überblick etwas. Warum werden z. B. die alten Urkundenwerke, die in der Schule des Konfuzius als Lehrbücher gebraucht wurden, auseinander genommen und nach Dynastien gesondert? Wäre es nicht vorsichtiger, sie als philosophische Dokumente nicht vor die Dschouzeit zu stellen, da sie doch in der heute vorhandenen Redaktion unzweifelhaft aus dieser Zeit stammen? Was vor der Dschouzeit an Philosophie in China vorhanden war, darüber wissen wir so gut wie nichts.

Forke teilt die Hauptmasse seines Werkes in 12 philosophische Schulen ein. Davon haben die Konfuzianer, Taoisten, Mohisten, Rechtsphilosophen (zu denen wir noch die Logiker stellen würden) und Naturphilosophen ihre volle Berechtigung. Dagegen ist es sehr gefährlich, an die Spitze Yü Hiung, Guan Dschung, Yen Ying¹ und Dsi Tschan

¹ Auch das, was als Schrift des Deng Si, den Forke an die Spitze der Dialektiker stellt, heute vorhanden ist, ist sicher später als die Schriften von Han Fe Dsi.

als „Ältere Staatsphilosophen“ zu stellen. Von Dsi Tschan ist nichts Schriftliches vorhanden, die Schriften der drei anderen sind so mit Fälschungen vermischt, wenn sie überhaupt echte Bestandteile enthalten, daß es äußerst gewagt ist, daraus Schlüsse auf ihre Philosophie zu ziehen. Zudem waren sie allesamt praktische Staatsmänner, nicht Philosophen. Das letztere gilt auch von den beiden „politischen Philosophen“ Su Tsin und Dschang I. Was endlich die Gattungen der „Eklektiker“, der „nicht klassifizierbaren Philosophen“ und der „philosophischen Einsiedler“ anlangt, so handelt es sich hier um ein Einteilungsschema, das sicher nicht zur klaren Gliederung des Stoffes beiträgt. Damit hängt zusammen der grundlegende Unterschied, der der Arbeit Forkes und der von mir vertretenen Richtung entspricht. Forke, der eine umfassende Textkenntnis und große philologische Gewissenhaftigkeit besitzt, geht an die Texte und die historischen Persönlichkeiten heran mit dem Maßstab des gesunden Menschenverstandes des letzten Viertels des 19. Jahrhunderts. Was vor diesem Maßstab nicht besteht, wird abgelehnt, und so kommt er auch Konfuzius gegenüber zu einer zwar durchaus nicht verwerfenden, aber doch beschränkenden Stellungnahme. Ich bin der Überzeugung, daß die religions- und gedankengeschichtliche Forschung uns den Maßstab in die Hand geben muß, mit dem wir die einzelnen Erscheinungen aus ihrer Zeit heraus verstehen lernen, und daß nur eine historische Perspektive die homologen Orte der verschiedenen Kulturorganismen richtig einzuschätzen vermag. Es handelt sich hier nicht um Willkürlichkeiten, sondern um streng gesetzmäßige Vorgänge, die sich aus der natürlichen Dialektik der Geistesgeschichte ergeben. Ebenso ergeben sich daraus gewisse Grundsätze für die Art der Übersetzung. Es genügt nicht, mit den technischen Methoden der Philologie einen dem

Wortlaut nach möglichen Übersetzungstext herzustellen, der zu seinem Verständnis oft die Kenntnis des Urtextes notwendig voraussetzt, sondern eine vollkommene Übersetzung muß immer eine Übertragung in das Mittel unserer deutschen Sprache sein. Freilich bleibt dabei immer als Grenze die Forderung bestehen, daß man im Deutschen so genau wie möglich im Leser das erzeugen muß, was der Urtext in seinen Lesern als Gedanken zu erwecken bestimmt war. Daß das nur bis zu einem gewissen Grad möglich ist, ist bei so weit voneinander entfernten Kulturen wie China und Deutschland ohne weiteres zuzugeben. Aber um so weniger darf man die Kluft unnötig erweitern. Ein Beispiel mag das klar machen. Forke übersetzt eine Stelle aus dem Kommentar des Han Fe Dsi zu dem ersten Kapitel des Laotse, speziell zu der Stelle „Der Sinn, der sich ersinnen läßt, ist nicht der ewige Sinn“ (wörtlich „Das Tao (Sinn), das besprochen (Tao, hier verbal) werden kann, ist nicht das ewige Tao“) folgendermaßen: „Wenn man die Qualitäten bestimmt, dann findet man Bleiben und Vergehen, Leben und Sterben, Blühen und Dahinschwinden. Wenn nun von den Dingen das eine bleibt, das andere vergeht, bald eins stirbt, bald lebt, zuerst erblüht und später dahinschwindet, so kann man nicht von Dauer reden. Aber jenes (Tao) lebte schon, als Himmel und Erde sich trennten, und, wenn Himmel und Erde sich auflösen werden, stirbt es nicht mit. Was aber nicht dahinschwindet, heißt ewig. Sofern aber das Ewige keine Veränderungen durchmacht, können seine Qualitäten nicht bestimmt werden. Und wenn seine Qualitäten nicht bestimmt werden können, befindet es sich nicht im Zustand der Dauer und kann dann nicht Tao genannt werden. Der Heilige betrachtet sein geheimnisvolles, stilles Wirken und macht Gebrauch von seinem ewigen Kreis-

lauf. Mit einem erzwungenen Worte nennt er es Tao, und erst dadurch wird es diskutierbar. Daher heißt es: „Das Tao, welches so genannt werden kann, ist nicht das ewige Tao.“

Ich würde den Passus folgendermaßen übersetzen: Innerhalb des polarbestimmten Soseins gibt es Bestehen und Vergehen, Geborenwerden und Sterben, Blühen und Welken. Doch der Zustand, daß die Dinge einmal bestehen und einmal vergehen, bald geboren werden, bald sterben, erst blühen, dann welken, kann nicht als Dauer bezeichnet werden. Nur das, was mit dem Auseinanderstreben des Himmels und der Erde gleichzeitig entsteht und bei der Auflösung von Himmel und Erde nicht stirbt und nicht welkt: das kann man dauernd nennen. Aber weil das Dauernde keine Veränderung kennt, hat es kein polarbestimmtes Sosein, und weiles kein polarbestimmtes Sosein hat, ist es nicht etwas, das eine dauernde Stelle (inmitten der polar bestimmten Erscheinungswelt) einnehmen würde. Deshalb läßt es sich nicht benennen (definieren). Der Berufene betrachtet sein geheimnisvolles reines Sein, und in Anlehnung an die Tatsache, daß es ständig im Kreise sich bewegt, bezeichnet er es notdürftig als Bahn (Sinn, Tao). Erst dadurch kann man darüber reden. So heißt es: „Der Sinn, der sich ersinnen läßt, ist nicht der ewige (dauernde) Sinn.“

Es ist nicht meine Absicht, eine Blütenlese von „Fehlern“ zusammenzustellen, wie das zuweilen in Bücherbesprechungen geschieht; es kommt mir nur darauf an, den prinzipiellen Standpunkt möglichst klar zu präzisieren. Denn nur das kann einer Arbeit von solch bewundernswertem Fleiß gegenüber in Betracht kommen. Es verdient besonders hervorgehoben zu werden, daß es bei der Ausgabe dieses Werkes, das von der

Hamburger Universität mit der bei ihren Veröffentlichungen gewohnten Schönheit und Kostbarkeit ausgestattet ist, möglich war, bei allen wichtigen Stellen den chinesischen Urtext beizugeben, so daß sich der Kenner der chinesischen Sprache selbst ein Bild von der Darstellung machen kann.

Zum Schluß möchte ich den aufrichtigen Wunsch aussprechen, daß es dem Verfasser vergönnt sein möge, in alter Frische sein Werk zu vollenden und uns auch über die mittlere und neuere chinesische Philosophie ein ähnlich reichhaltiges Material zusammenzustellen. Dann wird hoffentlich der Zeitpunkt nicht mehr fern sein, da der Wunsch des Autors in Erfüllung geht, daß die chinesische Philosophie die Stellung in der allgemeinen Philosophie erringen möge, die ihr gebührt; denn es geht wirklich nicht mehr länger an, in einem Werk über die allgemeine Geschichte der Philosophie China mit ein paar vagen Bemerkungen abzutun, wie das bisher üblich war. Richard Wilhelm.

Biallas, Franz Xaver: Konfuzius und sein Kult. Peking Verlag, Peking und Leipzig 1928. 130 S. 61 Abb. u. 5 Karten.

Der Verfasser gibt in diesem auf gründlichen Studien beruhenden Werk sehr wertvolles Material über die Heimat des Konfuzius, Kūfou, und die Verehrung, die ihm dort zuteil wird. Daß dieses Material, das alles auf eigener Anschauung beruht, nunmehr als sehr wesentliche Ergänzung des Buchs von Tscheppe über die Heiligtümer des Konfuzianismus beisammen ist, ist sehr zu begrüßen. Der Beschreibung der Tempel und der Riten ist eine Übersicht über die Entwicklung der alchinesischen Kultur und das Leben und Werk des Konfuzius vorangestellt. Wir grüßen den Verfasser mit Freuden als Bundesgenossen einer neuen Behandlungsweise der Probleme. Man merkt es ihm an, daß er dem Stoff mit Liebe und Interesse

entgegenkommt — und ohne Liebe ist nun einmal keine wirkliche Erkenntnis möglich. Daß sein Blick geschärft ist durch die Ethnologie, befähigt ihn, die verschiedenen Ursprünge der chinesischen Kultur, ihr Zusammenwachsen aus einer südlichen, matriarchalischen und einer nördlichen, patriarchalischen Frühkultur zu sehen. Ebenso hat er Sinn für die Größe des Konfuzius, die für den Europäer eben deshalb so schwer zu erfassen ist, weil Konfuzius so einfach ist und gar nichts besonderes an Taten und Schicksalen aufzuweisen hat. Aber diese schlichte Größe ist für den, der sie geschaut hat, gerade der Grund der tiefsten Verehrung. Der Verfasser betont — vielleicht aus Rücksicht auf die Gegner — die Fehler und Schwächen des Konfuzius ein wenig deutlich, um das Bild plastisch zu gestalten. Ich bin der Meinung, daß hier die chinesische Methode vorzuziehen ist, die die Schatten nicht malt; dadurch gewinnt das Bild an Einheitlichkeit. Daß Konfuzius und sein Werk Grenzen hat, heißt nur, daß er ein Mensch war. Und das wird niemand bestreiten.

Das Buch ist gut gedruckt. Schade, daß die schönen Aufnahmen des Verfassers nicht mit der Vollkommenheit reproduziert sind, die wir bei den Veröffentlichungen des Peking Verlags sonst gewöhnt sind. Die beigegebene Karte des Tempels ist sehr schön und genau. Der Verfasser verheißt aber noch ein größeres Werk über den Gegenstand, auf das wir sehr gespannt sein dürfen. Es wäre sehr dankenswert, wenn er eine künstlerisch einwandfrei reproduzierte Ausgabe des gesamten Abbildungsmaterials zu Konfuzius und seiner Lebensgeschichte veröffentlichen würde. Das wäre nicht nur im geschichtlichen, sondern auch im kunsthistorischen Sinn von großer Wichtigkeit; denn es sind zum Teil die bedeutendsten chinesischen Maler, auf die die Kompositionen zurückgehen.

Richard Wilhelm.

Leadbeater, C. W.: Die Chakras. Ernst Piper Ring-Verlag, Düsseldorf, 1928. VI und 86 Seiten Großquart.

Das Buch, das von Hans Walter Schiff ins Deutsche übersetzt ist, entstammt den Kreisen der Theosophie um A. Besant. Es befaßt sich mit den Kraftzentren, die als kreisende Gestalten an verschiedenen Orten des Ätherleibs sich befinden und eine Verbindung des Menschen mit höheren Daseinsebenen ermöglichen. Daran schließt sich an: eine Beschreibung der Kräfte, die zu erlangen sind, der Absorption der Vitalität, der Entfaltung des Charakters und endlich ein Abriß der Laya- oder Kundaliniyoga. Das Buch ist über den Kreis der Theosophen hinaus insofern von Interesse, weil es zeigt, daß in der Meditationspraxis überall gewisse ähnliche Erscheinungen beobachtet werden — auch die chinesische Meditation kennt solche seelisch-leiblichen Zentren, die meditativ erweckt werden müssen. Freilich dürfte eine wissenschaftlich genaue Festlegung dieser Zentren recht schwer fallen, da es sich ja nicht um Gegenstände, die exakter Untersuchung zugänglich sind, handelt, sondern um äußerst subtile Vorgänge des psychischen Lebens. Unter dieser Voraussetzung muß man sich mehr über die Gemeinsamkeiten als über die Abweichungen der verschiedenen Systeme wundern. Das Buch ist mit sehr schönen farbigen Tafeln, die die verschiedenen Chakras darstellen, ausgestattet.

R. W.

Johan Gunnar Andersson: Der Drache und die fremden Teufel. Leipzig F. A. Brockhaus, 1927. 390 Seiten. Ganzleinen. 16,— RM.

Der Drache, das ist China, und die fremden Teufel, das ist die weiße Gefahr für diesen Drachen, die Fremden in China, die ihn mit Gewalt und List zur Strecke bringen wollen. Hier spricht der schwedische archäologische Forscher Andersson zu uns, der

sich durch seinen jahrzehntelangen Aufenthalt ein wirklich vorurteilsfreies Bild von dem Lande machen konnte, das er so lieb gewann. Er kennt wirklich den Chinesen und „seine Gelassenheit, derzufolge er Päonien baut und Goldfische züchtet oder im Schatten eines Baumes meditiert, während wir uns um einen Orden bemühen oder der Ehre nachjagen; eine mikroskopisch kleine wissenschaftliche Wahrheit zu entdecken.“ (S.31.) Er kennt aber auch die starken treibenden Kräfte der chinesischen Jugend und ihr großes Ziel: die Einigung Chinas zu einem modernen starken nationalen Staat unter Beseitigung der bisherigen Bevormundung. Es bereitet daher einen großen Genuß, mit ihm über die geographischen, klimatischen und kulturellen Grundlagen des chinesischen Reiches nachzudenken, sich mit ihm in die Tiefen des chinesischen Volksgemüts zu versetzen und mit ihm einen Gang durch die letzten zwölf Jahre der chinesischen Geschichte zu machen, der uns hier mitten in die harten und langwierigen Kämpfe führt, in denen sich China gegenwärtig befindet. Am meisten interessieren zweifellos die Erzählungen über seine Forschungen und Ausgrabungen, die er in den Jahren 1923 bis 24 in Kansu und den angrenzenden Teilen von Tibet und der Wüste Gobi unternahm und die eine reichhaltige Ausbeute an archäologischen Funden ergeben haben, die zu beweisen scheinen, daß sich China schon in prähistorischer Zeit in lebhaftem Austausch mit dem Westen befunden hat. — Zahlreiche Abbildungen beleben das Buch, dem Sven Hedin die mahnenden Worte mit auf den Weg gegeben hat: „Es wäre für die Europäer recht nützlich, wenn sie beizeiten lernten, diesem großen und sympathischen Volk die Achtung und Rücksicht zu erweisen, die es verdient und mit Recht beanspruchen kann. Versöhnung und gutes Einvernehmen mit den Chinesen sind nur auf

dem Boden der Gleichberechtigung möglich, und es ist daher hohe Zeit, daß die verantwortlichen Bannerträger der weißen Natio-

nen dem größten und in vieler Hinsicht merkwürdigsten Volk der Erde gegenüber einen anderen Ton anschlagen als bisher.“ Hm.

ZU DEN ABBILDUNGEN

Tafel 1 ist eine Darstellung des ersten Präsidenten der chinesischen Republik nach einer chinesischen Seidenweberei aus Hangschou. Unterhalb des Bildnisses ist als Inschrift sein berühmtes Testament wiedergegeben.

Tafel 2—4 geben Abbildungen nach Gemälden des Malers Gau Ki Pe aus dem Besitz des China-Instituts. Gau Ki Pe gehört zu den wenigen Malern der neueren Zeit, denen es gelungen ist, noch einmal einen eigenen, deutlich charakterisierten Stil zu schaffen, der im Lauf der letzten Jahrhunderte zunächst viele Nachahmungen fand: den Stil der Fingermalerei. Diese Malweise, die statt des Pinsels der Fingerspitzen sich bediente, soll zwar schon von dem Maler Dschang Dsau im 8. oder 9. Jahrhundert erfunden worden sein, aber in der neueren Zeit war Gau Ki Pe ihr unbestrittener Meister. Der bedeutendste unter seinen Nachahmern war wohl Dschu Lun Han, sein Neffe. Die Fingermalerei beruht auf dem Bestreben, den Weg von der künstlerischen Konzeption zur Darstellung durch Ausschaltung des Pinsels als Werkzeug so weit wie möglich abzukürzen. Darum gibt sie sozusagen die unmittelbarsten Regungen schöpferischer Laune wieder. Sie arbeitet nicht nur mit Linien, sondern mit Flecken, ja Klecksen; denn im Bedarfsfall tritt nicht nur die Fingerspitze mit ihrer feinnervigen Zartheit der Modellierung in Aktion, sondern größere Flächen der Hand, so wie es die Inspiration des Augenblicks verlangt. Natürlich ist die Fingermalerei in erster Linie Schwarzweißmalerei, am besten auf einem wolligen, aufsaugenden Papier, das die Flüchtigkeit der Kon-

turen und ihre von jeder späteren Korrektur unerbittlich abgeschnittene Sicherheit noch mehr zur Voraussetzung hat, als dies im Westen bei der Freskomalerei der Fall ist. Aber dieses Eruptiv-Plötzliche des künstlerischen Prozesses, dem vielleicht noch gelegentlich die Gunst des Zufalls hold sein muß — denn auch auf die Beschaffenheit des Papiers kommt es für die besondere Wirkung solcher Improvisationen an —, bildete gerade einen besonderen Reiz dieser rhapsodischen Kunst. Kein Wunder, daß für diese Werke, die Gau Ki Pe in seiner Jugend aufs freigebigste verstreute, das Papier weit geeigneter war als die einer bedächtigeren Arbeitsweise zugeordnete Seide.

Gau Ki Pe gehörte nicht zur Richtung der literarischen Malerei, genoß daher auch nicht zu allen Zeiten die Bevorzugung der Kenner. Er zeichnet seine Bilder nicht durch beigefügte Verse aus; meist nur der Name, oft selbst nur die persönliche Bezeichnung Ki Pe oder ein beigedrucktes Siegel bezeichnen die Herkunft der Bilder. Darum ist er, als die literarische Richtung der Malerei in Aufschwung kam, nicht viel gefälscht worden — er galt als etwas zu trivial. Erst neuerdings, seit ihm von auswärtigen Kunstsammlern wieder eine höhere Schätzung wiederfuhr — die er übrigens schon zu seinen Lebzeiten von bedeutenden Kennern wie Dschang Gong in vollem Maße genossen hatte —, wurden viele Fälschungen mit seinem Namen hergestellt.

Die Lebensumstände des Malers sind rasch erzählt. Er stammte aus einer der Familien, die, chinesischen Ursprungs, von Anfang an Anhänger der Mandschus waren, als sie China zu erobern begannen. Sein Vater

Gau Tsiën Dsüo brachte es in der Kang-Hi-Periode bis zum Salzkommissar der Provinzen Kiangsu und Anhui. Doch fiel er in die Hände des Rebellen Gong Dsing Dschung, durch den er schließlich getötet wurde. Gau Ki Pe ist in Liau Yang in der südlichen Mandschurei geboren. Als Beamter brachte er es bis zum Unterstaatssekretär im Justizministerium, in welcher Stellung er im Jahr 1734 starb. Berühmter als durch seine Beamtenlaufbahn war er durch seine Kunst, in der er viele überraschende Neuerungen und phantastische Ideen zum Ausdruck brachte. Er galt als Meister in der Menschendarstellung, in Blumenstillleben und Tierstudien.

Tafel 2 stellt einen bärtigen Mann in Mantel und Gürtel dar, der in der einen Hand ein Buch, in der anderen Hand eine Peitsche hält und auf einem Esel reitet. Ein zähnefletschender Dämon mit dürrem Zweig in den Händen folgt ihm. Es handelt sich wohl um eine Darstellung des berühmten Dämonenbeschwörers Dschung Kui, in dessen Gefolge sich in der Regel Dämonen befinden und der namentlich in der häufig dargestellten Szene, in der er seine Schwester verheiratet, auch auf einem Esel reitet. Das Buch könnte der Ehekontrakt sein. Jedenfalls ist er humorvoll aufgelegt.

Das Original ist auf Seide, Größe 53,7 × 32 cm. Die Seide ist stark nachgedunkelt

und stellenweise brüchig. Gezeichnet: Ki Pe fecit. In der Ecke oben rechts sowie am linken Rand oben und in der unteren Ecke sind Stempel.

Tafel 3. Fingermalerei. Bergpartie. Von rechts her tritt aus dem Nebel ein Gebirgsrand hervor, über den ein Wasserfall zur Tiefe stürzt. Ein steil nach oben springender Fels trägt einen Aussichtspavillon. Die schroff abstürzenden Wände sind besonders kühn durch phantastische Tuschekluxe gegliedert. Die Bewegung wird links aufgenommen von einem sich ins Breite herabsenkenden Gipfel, an dessen Rand eine breit ausladende Kiefer elastisch emporwächst. Papier. Größe 29,7 × 23,2 cm. Gezeichnet links: Ki Pe und Stempel. Das Bild stammt aus derselben Mappe wie das in den „Chinesischen Blättern für Wissenschaft und Kunst“, Heft 2, Seite 45 veröffentlichte und ist ebenso wie jenes leicht farbig getönt.

Tafel 4. Eichhorn, traubenfressend. Das Eichhorn ist in wolligen gelbbraunen Tönen gehalten, das Blatt dunkel-grau-grün, die Beeren ganz zart grau-lila. Zwei Stempel am rechten Rand. Papier. Größe 26,7 × 24 cm. Das Bild stammt aus derselben Serie wie das in Sinica, Jahrgang 1928, gegenüber von Seite 193 veröffentlichte.

Die Vignetten sind auch diesmal dem Senfkorngarten entnommen.

Der Gesamtauflage liegt ein Prospekt des Ring-Verlags (Ernst Pieper) Düsseldorf über „Die Chakras“ von C. W. Leadbeater bei, den wir der Beachtung unsrer Leser empfehlen.

Verlag China-Institut; Schriftleitung: F. Boie, Frankfurt am Main, Große Eschenheimer Straße 26. Druck der L. C. Wittich'schen Hofbuchdruckerei, Darmstadt. Die Lichtdrucktafeln druckte die Graphische Anstalt Ganymed, Berlin